

runbspaläste, in einigen Städten die Börse; ferner riesige Kaufhäuser und — wenn auch aus praktischen Gründen meist an den Rand gelagert — riesige Produktionsstätten. Ein geradezu schreiendes Symbol dieser Entwicklung ist die Trinity Church am Anfang der bekannten Wallstreet von New York. Ursprünglich ein mittelgroßer klassizistischer Bau, wirkt er heute wie ein winziges Puppenspielhäuschen inmitten der zahllosen Wolkenkratzer — ausnahmslos Geschäfts- und Bürohäuser —, die die Turmspitze der Kirche um 50, 60, 80 Meter überragen. Ein Marsbesucher oder ein Archäologe zukünftiger Jahrtausende käme vielleicht zu der Schlußfolgerung, die Menschen unserer Zeit hätten ihre metaphysische Bestimmung nur im Geldmachen gesehen.

Es wäre illusorisch und es wäre darüber hinaus einfachhin falsch, von dem Städtebauer zu verlangen, daß er etwas anderes bauen solle, als was den tatsächlichen Gegebenheiten entspricht. Es ist nicht Sache der Städtebauer, der Stadt das Antlitz zu geben, das der wahren metaphysischen Bestimmung des Menschen Rechnung trägt, sondern es ist Sache des Christen, dafür zu sorgen, daß diese wahre metaphysische Bedeutung so sehr ins öffentliche Bewußtsein trete, daß die Städtebauer entsprechend bauen können.

Das Christentum war niemals städtefeindlich. Wohl kennt es die Gefahren der Welt, des Reichtums, der Kultur überhaupt und im besonderen auch die des Städtebaues. Es können im Städtebau menschliche Hybris, menschliches Selbstgenügen zum Ausdruck kommen. Es kann im Städtebau der Geist der reinen Innerweltlichkeit seinen Ausdruck finden. Es kann „die große Hure Babylon“, jenen Prototyp der gottlosen und allen Lastern verfallenen Stadt, geben. Es kann aber auch die heilige Stadt Jerusalem geben, und Johannes beschreibt in seiner Apokalypse die Enderfüllung unter dem Bild der vom Himmel herabgestiegenen, der heiligen Stadt. An uns liegt es, in der Zwischenzeit, die uns von jenem „Tag Christi“ trennt, Städte zu bauen, die nicht „Babylon“ sind, sondern Städte, die wenigstens etwas vom Geist des himmlischen Jerusalem an sich tragen.

ZEITBERICHT

Selbstkontrolle des Films in Italien. Eine Frage — Die Stellung der afrikanischen Frau — Gefängnisseelsorge im Libanon — Katholiken in der Sowjetunion

Selbstkontrolle des Films in Italien. Eine Frage

Neben dem Buch, der Zeitung, den Versammlungen, dem Theater haben heute für die allgemeine Bildung, Meinungsbildung und Erziehung Rundfunk, Fernsehen und Filmtheater eine sehr große Bedeutung gewonnen; in ihrer Breitenwirkung übertreffen sie die erstgenannten.

Wir wissen alle, von welch verschiedenem Rang das Gebotene ist, besonders im Lichtspielwesen, Kulturelle und moralische Belange der Allgemeinheit sind hierbei aufs tiefste berührt. Alle, die sie schützen wollen, erkennen es als notwendig, eine Kontrolle einzuführen. Auch in Italien erkannte man längst, wie unumgänglich sie sei, zumal beim Film. Ein Artikel der *Civiltà Cattolica* (Heft 2660, 18. 4. 1961) befaßt sich eingehend mit dem Thema einer wirksamen Filmkontrolle, die sowohl den Interessen der Hersteller als auch den – wichtigeren – des Gemeinwohls gerecht werde. Von wem aber wird diese Kontrolle am besten ausgeübt werden?

Um dies zu entscheiden, stellt sich der Verfasser drei Teilfragen: 1. Ist eine Selbstkontrolle an sich wünschenswert? 2. Ist sie unter den heutigen Umständen in Italien durchführbar? 3. Genügt sie? Die erste Frage ist nicht so schwer zu beantworten. Eine wirksame Selbstkontrolle des Films wäre die ideale Lösung. Das ist die Meinung der Kirche. Papst Pius XII. hat sie mehrfach deutlich ausgesprochen. Er ermahnt die Berufsgruppen, besonders diejenige des Films, zu dieser Selbstkontrolle. Seine Weisung stützt sich auf drei Beweggründe. Erstens die Zustimmung und den Beifall aller, die vernünftig denken und das Rechte wollen, und vor allem des persönlichen Gewissens. Zweitens das rechtzeitige Wirksamwerden einer Intervention, die von der sie selbst kontrollierenden Berufsgruppe ausgeht. Sie kann früher zur Stelle sein, auf lobenswerte Weise dem Dazwischentreten der Behörden, das gewöhnlich erst recht spät erfolgt, zuvorkommen und so von Grund aus soziale Schäden verhindern. Drittens die größere Bereitwilligkeit des Kinopublikums, sich eine solche Selbstkritik des Films gefallen zu lassen. Einem behördlichen Einschreiten dagegen wird mehr als angebracht mit Mißtrauen begegnet.

In der Tat wurden in Italien von den Berufsgruppen des Rundfunks, des Fernsehens, der Presse und schließlich auch des Films Versuche in dieser Hinsicht gemacht. Im Jahre 1954 gab sich die RAI-TV (Funk- und Fernsehen) einen Normenkodex der Selbstdisziplin. 1957 hieß der Nationalrat der italienischen Presse eine Erklärung über Selbstkontrolle und Berufsethik gut, die zwischen Zeitungsleuten und Herausgebern vereinbart war. 1958 machte das Lichtspielwesen einen Versuch. Die ersten Anregungen dazu reichen bis ins Jahr 1945 zurück. Sie gingen von amerikanischer Seite aus. Es kann kaum bezweifelt werden, daß eine Selbstkontrolle der Berufsgruppe Film (Hersteller, Verleiher, Lichtspieltheater) in hohem Grade wünschenswert ist, sei es als rein private Einrichtung wie in den Vereinigten Staaten, sei es als Institution des öffentlichen Rechtes wie in Deutschland und Japan. Sie liegt sowohl im Interesse der Unternehmer als auch derjenigen, die um die moralische und kulturell-künstlerische Qualität des Films besorgt sind. Die Schwierigkeiten der konkreten Ausführung sind allerdings nicht gering. Soll z. B. der Normenkodex nur allgemeine Richtlinien aufstellen oder auch ins einzelne gehen? Oder wie soll das Kontrollkomitee zusammengesetzt sein? Aber diese Schwierigkeiten dürfen kein Grund sein, die Sache abzulehnen; denn jede Lösung läßt Reste übrig, die nicht aufgehen.

Zweite Frage: Ist die Selbstdisziplin des Films in Italien z. Z. möglich? Der Verfasser des Artikels, Enrico Baragli SJ, kommt hier schlechthin zu einem Nein. Sie ist heute weder in der amerikanischen noch in der deutschen Form möglich. a) Wegen der anarchischen Zustände in der Berufsgruppe Film. Was auch für den einfachsten bürgerlichen Beruf vorgeschrieben ist: ein Mindestmaß an Eignung, ist für den Film völlig frei. Jeder kann ein Drehbuch schreiben, jeder Schauspieler sein, jeder ein Filmatelier aufmachen, einen Film verleihen, ein Kino einrichten usw. Für Filmproduzenten ist kein Mindestkapital vorgeschrieben usw. – Aber vielleicht wird das in anderen Ländern auch nicht viel besser sein. Deswegen wiegt der nächste Punkt schwerer. b) Die Anarchie in bezug auf die ethischen Ansichten. Wenn schon im katholischen Lager über die moralischen Maßstäbe und

ihre Anwendung auf den Film gestritten wird – wer will dann die Marxisten, Laien, Antiklerikalen und die verschiedenen Interessentengruppen unter einen Hut bringen?

Indessen, selbst wenn es gelänge, einen irgendwie gearteten Normenkodex aufzustellen – wer soll ins Kontrollkomitee berufen werden, wer die Filme untersuchen und nach dem Kodex beurteilen? Und würden die Filmproduzenten sich dem abgegebenen Gutachten dann auch tatsächlich beugen? Was Italien angeht, scheint in allen diesen Punkten für heute keinerlei Aussicht zu bestehen.

Dritte Frage: Da eine wirksame Selbstkontrolle für absehbare Zeit in Italien nicht möglich ist, scheint die dritte Frage, ob sie genüge, zunächst überflüssig zu sein. Es bleibt da wohl nur ein Ausweg: die Zensur des Staates. Der Staat muß Gesetze erlassen, welche das Publikum vor der ethischen Bedenkenlosigkeit gewisser Filmhersteller schützen und ihre Einhaltung überwachen.

Aber selbst wenn eines Tages auch in Italien eine Selbstkontrolle des Filmes zustande käme, vor allem, um der weit strengeren Aufsicht des Staates zu entgehen, wäre eine behördliche Obergrenze immer noch nötig, um das verderbliche Treiben gewisser Abenteurer auf dem Gebiet des Films in Schach zu halten. Wie der Staat über den Lebensmitteln, dem Trinkwasser, den Arzneien, den allgemeinen Verkehrs- und Transportmitteln wacht und nicht einfach den Versicherungen der Industriellen und Unternehmer traut, so kann er bei einem, sagen wir Konsumgut, das so allgemein und in moralischer Hinsicht so einschneidend ist wie der Film, die Dinge nicht einfach sich selbst überlassen. Das ist das Endergebnis der Untersuchung.

Die Stellung der afrikanischen Frau

Auf einem Kongreß afrikanischer Frauen, der im Dezember 1960 zu Addis Abeba stattfand, hielt eine Ordensfrau vom Sacré-Coeur, die Volljuristin ist und seit siebzehn Jahren in Afrika lebt, einen Vortrag, der einen guten Einblick in das Leben der afrikanischen Frau von heute gibt.

Eines der dornenvollsten Probleme, unter dem nahezu die gesamte Frauenwelt Afrikas leidet, ist die Polygamie. Sie ist weniger schlimm in den Gebieten des Islams, weil dort der Mann für die Versorgung seiner Frauen aufkommen muß. Deswegen ist die Zahl der Frauen in islamitischen polygamen Verhältnissen beschränkt. Anders ist es in den rein heidnischen Gebieten. Dort ist es keine Seltenheit, daß ein Mann 20–50 Frauen hat, von denen jede selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen muß. Lediglich die Lieblingsfrau ist davon ausgenommen. Da sich jedoch die Gunst des Mannes oft sehr willkürlich ändern kann, so besteht eine solche Ausnahme in Wirklichkeit nicht oder nur für sehr kurze Zeit.

Nicht nur die Frauen leiden unter diesen entwürdigenden Zuständen. Ebenso sehr sind davon die jungen Männer betroffen, die keine Frau finden, da sie nicht das nötige Geld für den Brautkauf aufbringen können. So leben sie zu Hunderttausenden in den großen Städten wie Brazzaville, Dakar, Douala usw., unverheiratet und dem sittlichen Verderben preisgegeben.

Die Polygamie hat auch ungesunde biologische Folgen. Nicht selten findet man junge Männer von 25–30 Jahren, die mit einer viel älteren Frau verheiratet sind, die schon zwischen 50 und 60 Jahren steht. Es ist die Witwe ihres Vaters oder Onkels.

Eng mit dieser Polygamie ist ein anderer Mißstand verbunden, den die afrikanische Frau von heute als entwürdigend empfindet: die Kinderheirat. In vielen Gegenden werden 6–8jährige Mädchen, in manchen Gebieten schon die 2–3jährigen, einem Mann verlobt, der um Jahrzehnte älter ist. Er zahlt den Eltern des Mädchens einen Kaufpreis, oft Jahre hindurch, von dem die Eltern leben. Das Mäd-